



CHAPPATTE

DER EXTERNE STANDPUNKT

Soll man zum Muttertag gratulieren oder besser nicht? Gratulieren!

Der Muttertag entstand im Andenken an eine Kämpferin für Frauenrechte, wurde aber bald in sein reaktionäres Gegenteil verkehrt. Höchste Zeit, den Tag zu seinen Wurzeln zurückzuführen, schreibt Hanspeter Schmitt

Heute ist Muttertag – höchste Zeit, über eine angemessene Würdigung unserer Mütter nachzudenken! Eine solche Würdigung, ob persönlich oder im öffentlichen Rahmen, steht diesen Frauen zweifellos zu. Zeigen sie doch in Erziehung und Familie ein Engagement, das seinesgleichen sucht. Dafür nehmen sie in der Regel Risiken und Einbussen in Kauf, etwa bezüglich beruflicher Chancen, materieller Ressourcen oder wenn es um andere authentische Lebensziele geht.

Gleichwohl sollte uns – spätestens seit der Covid-19-Pandemie – reflexhaftes Hochlebenlassen (zu dem auch die alljährliche Welle der Muttertagsrituale gehört) zum Nachdenken bringen. Damals erhielt das Pflegepersonal endlich und mehrfach öffentliche Dankesbekundungen. Die blumigen Zusagen, die damit einhergingen, blieben jedoch unerfüllt: Bessere Bezahlung, Stärkung der Pflegeinfrastrukturen, nachhaltige Formen öffentlicher Anerkennung – das alles war nach der Pandemie vergessen, die Pflegenden waren wieder wie zuvor auf ihre belastenden Umstände und ihre alte Rolle reduziert.

Der Verdacht liegt nahe, dass es den Müttern mit den Lobeshymnen und Symbolen zum Muttertag genauso ergehen könnte. In der Feiertagslaune betont man zwar zu Recht ihre Leistungen. Das ändert aber nichts an der oft

prekären Lage, die mit der Mutterrolle – ihren familiären, gesellschaftlichen und strukturellen Bedingungen und Folgen – auch heute noch verbunden ist. Im Extremfall reduziert man Frauen durch diese Glückwünsche auf das Muttersein samt seinen blockierenden Bedingungen – und verletzt damit ihre Würde als vollwertige Personen.

Entsprechend vehement war und ist die Kritik an diesem Tag: Sie setzte nicht lange nach seiner offiziellen Einführung ein, die in den USA im Jahr 1914 erfolgte. Federführend war Anna Marie Jarvis – ausgerechnet jene Frau, die zuvor erfolgreich für einen solchen nationalen Festtag für Mütter gekämpft hatte. Es ging ihr darum, das Erbe ihrer Mutter weiterzuführen, einer prominenten Aktivistin für Frauen- und Mütterrechte. Nach Jarvis sollte der Tag der persönlichen Begegnung mit Müttern und der öffentlichen Wahrnehmung ihrer spezifischen Bedürfnisse dienen. Als sie jedoch erleben musste, dass diese Intention unter die Räder der Kommerzialisierung und oberflächlichen Rhetorik kam, wollte sie alles wieder rückgängig machen. Aber die weltweite Karriere des Muttertags war nicht mehr zu stoppen.

Deutlicher auf die Probleme des traditionellen Mutterbildes zielt jene Kritik, die gegenwärtig zu hören ist. Im Hintergrund stehen zum einen Erfahrungen der Kriegsjahre: Die Nationalsozialisten nutzten die Muttertage, um den Frauen eheliche und familiäre Mutterpflichten zugunsten ihrer Kriegsagenda feierlich einzuschärfen. Zum anderen waren westliche Kulturen von jeher durch die vermeintlich christliche Ideologie geprägt, dass Frauen von Natur aus für caritative wie häusliche Dienste, für die Hingabe an männliche Ziele und für öffentliche Zurückhaltung bestimmt seien.

Hier setzt die moderne Kritik an: Der Muttertag verfestigte diese für Frauen verletzenden alten Klischees, obwohl die Verhältnisse in Familie, Beruf und Gesellschaft längst im Wandel begriffen seien. So aber werde die volle

Gleichstellung und Emanzipation von Frauen letztlich verhindert. Man solle diesen Tag daher abschaffen oder durch ein Gedenken ersetzen, das geschlechtsunabhängig allen Personen, die sich in der Care-Arbeit engagieren, gewidmet sei.

Das ist konsequent gedacht. Aber wegen seiner kulturellen und ökonomischen Verwurzelung scheint die Abschaffung oder Umwidmung des Muttertags kein wahrscheinliches Szenario zu sein. Wie soll man sich also verhalten, wenn der Tag kalendarisch fortbesteht? Gratulieren – oder besser nicht?

Ich plädiere trotz den angeführten Bedenken fürs Gratulieren, aber verstanden als Würdigung, die sich zugleich für notwendige Konsequenzen starkmacht. Für den öffentlichen Bereich liegen solche Folgen längst auf der Hand: Reformen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf; rentenwirksame Anerkennung familiärer Pflege- und Erziehungszeiten; Ausbau familienunterstützender Strukturen; Gleichstellung von Frauen in puncto Lohn, Karriere und Macht; Initiativen zur kulturellen Bearbeitung subtiler männlicher Dominanz. Wer solche Konsequenzen nicht ernsthaft anstrebt, sollte am Muttertag einfach schweigen.

Und persönlich? Da fällt mir meine Mutter ein: Wenn wir Kinder zum Muttertag unsere kleinen Geschenke vorbereiteten, meinte sie manchmal: «Gratuliert mir nicht, folgt mir lieber!» Wir haben ihr trotzdem gratuliert, waren dann aber für ein paar Tage motiviert, sie mehr zu unterstützen oder zu entlasten. Und es hat mein Bewusstsein für die prekären Effekte der tradierten Mutterrolle geweckt.

HANSPETER SCHMITT, 66, ist seit 2007 Inhaber des Lehrstuhls Theologische Ethik an der Theologischen Hochschule Chur. Schmitt studierte Theologie und Philosophie an der Universität Bamberg (D), habilitierte sich im Fach Theologische Ethik und arbeitete in der Sozial- und Klinikpastoral.

LESERBRIEFE

Quoten statt absolute Zahlen

«Satt und müde»

«NZZ am Sonntag» vom 3. Mai
Mit einer absoluten Zahl wird an den Emotionen vorbei debattiert: Das gefühlte Problem ist nicht die 10-Millionen-Schweiz. Das gefühlte Problem ist die Angst vor Identitätsverlust. Wieso also nicht in Prozenten rechnen? Auf diese Weise würde nicht eine absolute Anzahl Einwanderer festgelegt, sondern beispielsweise ein Wert von 2 Prozent. Diese Zahl wäre sofort verständlich: Auf 100 Schweizerinnen und Schweizer gibt es 2 Einwanderer. Vor Abstimmungen würde man über Prozente streiten. Prozentzahlen sind nichts anderes als Quoten. Diese gibt es bereits andernorts, und man würde dort über absolute Zahlen nur schmunzeln. Man stelle sich beispielsweise statt einer Frauenquote eine absolute Zahl vor: «Es dürfen in der Schweiz nicht mehr als 4 Millionen Männer arbeiten.»
Beat Gysin, Binningen (BL)

Ja, das Fass ist voll, und das ist auch der Grund, warum viele einfache Bürger, die jeden Tag arbeiten, pünktlich Steuern zahlen und deshalb massgeblich zum Wohlstand der Schweiz beitragen, die Nase voll haben. Wie der Vorspann zum Artikel sehr schön beschreibt, kommt die Kritik zunehmend aus dem bürgerlichen Lager. Leider sind unsere Herren und Damen Bundesräte ja nicht einmal fähig, einen akzeptablen Gegenvorschlag zur Initiative auszuarbeiten, und zwingen das Volk deshalb, die Initiative anzunehmen. Wir sind nicht satt und müde, nur realistisch und mündig.
Regula Giger, Weislingen (ZH)

Das Schweizer Volk stimmt nicht über einen Titel («Keine 10-Millionen-Schweiz!»), sondern über einen konkreten Verfassungsartikel ab. Dabei geht es weder um Wachstum – sei es quantitativ oder qualitativ – noch um Wohlstand. Entscheidend ist nur der Inhalt der Verfassungsbestimmung. Und diese ist von Unklarheiten und offenen Fragen geprägt. Statt die Initiative in der Hoffnung anzunehmen, dass sie ohnehin nicht konsequent umgesetzt werde, sollte sie abgelehnt werden. Die Bundesverfassung verdient eine präzisere und kohärentere Regelung statt dieses simplistischen Ansatzes.
Maurice Wagner, Pully (VD)

Das ist eine Schande

«Rotiert Duttwiler schon im Grab?»
Was sich die profilierungsneurotischen Bosse der Migros in den letzten Jahren erlauben haben, raubt einem den letzten Nerv. Sie haben das Tafelsilber verschertelt und das Geld mit Auslandsinvestitionen und anderem Schabernack aus dem Fenster geworfen. Ich habe seit Jahren online immer bei der Migros bestellt, und der Liefersdienst wurde von der Post stets zu meiner vollen Zufriedenheit ausgeführt. Jetzt aber hatte wieder einer der Manager eine Sparidee: Die Migros spannt mit Just Eat zusammen, wo die Arbeiter ganz mies bezahlt werden: Sie kommen zum Teil auf 10 Franken pro Stunde. Das ist eine Schande und nicht im Geiste von Dutti. Ich habe heute erstmals nicht mehr bei der Migros, sondern bei Coop bestellt. Ich bin zwar alt – aber nicht nur aus diesem Grund: kein Migros-Kind mehr.
Mengia Willimann, Luzern

Sie erreichen uns mit Ihren Leserbriefen per E-Mail: leserbrief.sonntag@nzz.ch